

(Nachdruck verboten.)

61] Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Da ertönten die energischen Schritte durch die Stuben — man konnte sie ganz von der Küche herauf verfolgen. Kongstrup bekam ein wenig Leben in die Augen und Lasse richtete sich auf. „Steht Ihr beide da?“ sagte Frau Kongstrup auf ihre bestimmte Weise, die von so viel Fürsorge zeugte, — „aber so setzt Euch doch hin. Warum hast Du ihnen keinen Stuhl angeboten, Vater?“

Lasse und Pelle setzten sich und Frau Kongstrup nahm Platz neben ihrem Mann, den Arm auf seine Kopflehne gestützt. „Wie geht es Dir Kongstrup — hast Du ein wenig geruht?“ fragte sie teilnehmend und zupfte an seiner Schulter. Kongstrup murmelte etwas vor sich hin; es konnte ja und nein bedeuten und auch nichts.

„Und was wollt Ihr beide denn? Habt Ihr Geld nötig?“

„Ne, — es is, der Jung da — er soll abgewiesen werden,“ antwortete Lasse gerade heraus. Der Herrin gegenüber wurde man ebenso klar und bestimmt wie sie.

„Sollst Du abgewiesen werden!“ rief sie aus und sah Pelle wie einen alten Bekannten an. „Was hast Du denn getan?“

„Ach, ich hab dem Pastor seinen Sohn mit dem Fuß gestoßen.“

„Warum hast Du das denn auch getan?“

„Weil er nich vor den Faustschlägen stehen wollt und sich an die Erde schmiß.“

Frau Kongstrup lachte und puffte ihren Mann in die Seite: — „Sm, ja, freilich — — aber was hat er Dir denn getan?“

„Er hat schlecht von Vater Lasse gesprochen.“

„War es sehr schlimm, was er sagte?“

Pelle sah sie fest an — sie mußte auch jeder Sache auf den Grund fühlen. „Ich sag es nich!“ erklärte er sehr bestimmt.

„Nun ja! — Aber dann können wir uns ja der Sache nicht annehmen.“

„Dann will ich es man lieber sagen,“ fiel ihr Lasse in die Rede, — er hat mich Madam Olsen ihr Rebsweib genannt — nach der biblischen Geschichte, denk ich mir.“

Kongstrup lachte widerstrebend, als wenn ihm jemand etwas Schlipfriges ins Ohr geflüstert hätte, und er nicht dagegen an konnte. Seine Frau war ganz ernsthaft. „Ich verstehe das wohl nicht!“ sagte sie und legte ihre Hand dämpfend auf den Arm ihres Mannes. — „Lasse muß die Sache erklären.“

„Das bezieht sich darauf, daß ich mit Madam Olsen aus 'm Dorf verlobt war, die alle für eine Witwe hielten — und da kam ihr Mann neulich zu Haus. Und da haben sie mir hier in der Umgegend woll den Spottnamen angebaßt, kann ich mir denken.“

Kongstrup fing wieder mit seinem verhaltenen Lachen an. Lasse sah da und zwinkerte ganz unglücklich mit den Augen.

„Nehmt Euch einen Kuchen!“ sagte Frau Kongstrup sehr laut und schob ihnen die Schale hin. Da schwieg Kongstrup; er lag da und verfolgte ihren Griff in die Kuchenschüssel mit aufmerksamen Augen.

Frau Kongstrup sah da und stieß eifrig mit dem Mittelfinger gegen die Tischplatte, während sie kauten. „Und da wurde der gute Pelle rasend und schlug um sich?“ fragte sie plötzlich. In ihren Augen sprühte ein Feuer.

„Ja, das hätt er ja natürlich nich tun sollen,“ antwortete Lasse flügend.

„Ne, denn so'n armer Vogel is bloß dazu da, daß die andern auf ihn loshaben.“

„Ich mag nun freilich den Vogel am liebsten, der wiederhackt und das Nest verteidigt, so armselig es auch ist. — Na ja, nun müssen wir einmal sehen! — Und er soll konfirmiert werden, der Junge da? Ja freilich, das verhält sich ja so — wie hab ich nur so vergessertig sein können! Dann wird es wohl Zeit, daß wir an den Staat denken.“

„Da sind wir auf einmal zwei Sorgen los!“ sagte Lasse, als sie wieder unten im Stall gingen. „Aber hast Du woll gemerkt, wie fein ich es sie verstehen ließ, daß Du konfirmiert

werden sollst? Es war beinahe so, als wenn sie von selbst da auf gekommen wär. Nu wirst Du so fein in Zeug wie ein Ladengehilfe, das sollst Du sehen; Leute, wie unsere Herrschaft, die wissen, was dazu gehört, wenn sie erst einmck den Geldbeutel aufgemacht haben. — Nu haben sie die ganze Wahrheit ins Gesicht gekriegt, aber was zum Teufel — sie sind ja doch auch man Menschen. — Wenn einer man frei auftritt —“ Lasse konnte den erfolgreichen Ausfall gar nicht wieder vergessen.

Pelle ließ den Alten prahlen. „Glaubst Du, daß ich auch Lederschuhe von ihnen krieg?“ fragte er.

„Ja, die kriegst Du! Und am Ende geben sie Dir auch einen Konfirmationschmaus. Ich sag sie, aber die Frau, die hat ja das Ganze auf Händen, darüber könn'n wir uns freuen. Hast Du woll gemerkt, daß sie wir sagte — wir wollen, wir haben und so was — in einem fort? Sie is fein, Du! Denn er liegt da ja bloß und frißt und überläßt ihr das Ganze. Wie gut er es doch hat! Ich glaub, sie könn't durch das Feuer springen, um ihm einen Gefallen zu tun. Aber das Kommando, das hat sie, weiß Gott! — Na ja, wir woll'n keinem nichts Schlechtes nachsagen; gegen Dich is sie ja, als wenn sie Deine eigene Mutter wär.“ — — —

Frau Kongstrup sagte nichts über den Ausfall ihrer Fahrt zum Pfarrer — sie pflegte nicht zu klatschen. Aber Lasse und Pelle traten wieder sicher auf; wenn sie sich mit einer Sache abgab, war sie von vornherein in Ordnung.

Noch in derselben Woche kam der Schneider eines Morgens mit einer Schere, der Elle und dem Bügelseisen angehumpelt; Pelle mußte in die Gesindestube hinunter, und da wurde ihm Maß genommen, die Kreuz und die Duer, als wenn er ein prämiertes Stück Vieh wär. Bis dahin waren ihm seine Sachen immer so aufs Geradewohl genäh. — Es war etwas ganz Neues, daß da wandernde Handwerker auf Stengaarden waren; seit Kongstrup am Ruder war, hatten weder Schneider noch Schuster ihren Fuß in die Gesindestube gesetzt. Dies hier war gute alte Bauernsitte, die Stengaarden wieder auf gleichen Fuß mit den anderen Höfen stellte; die Leute freuten sich darüber; so oft sie konnten, waren sie unten in der Gesindestube, um da unten Luft zu schöpfen und eine von des Schneiders Lüggengeschichten anzuhören. „Nu hat die Frau das Regiment!“ sagten sie zu einander; in ihrer Hand floss gutes, altes Bauernblut, sie führte alles zu dem guten Alten zurück. — Pelle ging wie ein feiner Herr nach der Gesindestube; er probierte mehrmals am Tage an.

Er probierte zwei ganze Anzüge an, der eine war für Rud, der auch konfirmiert werden sollte. Das war wohl das Letzte, was Rud und seine Mutter hier vom Hofe bekamen. Frau Kongstrup hatte es durchgesehen, daß ihnen ihre Hütte zum Mai gekündigt war. Auf Stengaarden wagten sie nie mehr ihren Fuß zu setzen. Frau Kongstrup sorgte selbst dafür, daß sie bekamen, was ihnen zustand; aber sie gab kein bares Geld, wenn sie es vermeiden konnte.

Pelle und Rud suchten einander übrigens nie mehr — sie gingen auch nur selten zusammen zum Pfarrer. Pelle zog sich zurück, da er es satt hatte, ewig auf der Hut zu sein vor Ruds Hintergedanken. Pelle hatte sich größer und kräftiger herausgewachsen als Rud, und sein Gemüt hatte — wohl infolge seiner körperlichen Ueberlegenheit über die anderen — offnere Wege eingeschlagen. Auch in bezug auf das Aneignen und Auswendiglernen war Rud der Unterlegene; dafür konnte er Pelle und die anderen Jungen alle in den Sack stecken, sobald er Gelegenheit hatte, seinen praktischen Menschenverstand anzuwenden. — — —

Am dem großen Tage fuhr Karl Johann Pelle und Lasse in dem kleinen Einspannerwagen. „Wir fahren heute fein!“ sagte Lasse strahlend; er war ganz verwirrt, obwohl er keinen Branntwein getrunken hatte. Zu Hause in der Kiste lag freilich eine Flasche, aber daraus wollte er den Knechten einschenken, wenn die heilige Handlung überstanden war; aber Lasse gehörte nicht zu denen, die Spiritus tranken, ehe sie zur Kirche gingen. Pelle war ganz nüchtern — dann wirkte Gottes Wort am besten.

Pelle strahlte ebenfalls, trotz seines Hungers. Er war in seinem funkelnagelneuen Anzug, der so neu war, daß es jedesmal krachte, wenn er eine Bewegung machte. An den Füßen hatte er Schuhe mit Gummizügen, die Kongstrup selbst gehört hatten. Sie waren reichlich groß, aber „mit einer Wurst, die

zu lang ist, wird man schon fertig", wie Lasse sagte. Er legte eine dicke Sohle hinein und stopfte die Zehen Spitzen mit Papier aus. Pelle kriegte zwei Paar Strümpfe an — und die Schuhe sahen wie angegossen. Auf dem Kopf trug Pelle eine blaue Mütze, die er sich selbst beim Kaufmann ausgesucht hatte. Sie war auf den Zuwachs berechnet, und ritt auf seinen Klappohren, die in Veranlassung des Tages glühten wie zwei Rosen. Rund um die Mütze herum lief ein breites Band, in das Haken, Senfen und Drecksiegel kreuzweise mit Korngarben hineingewebt waren.

"Nur gut, daß Du mitkommst," sagte Pelle, als sie vor die Kirche rollten und sich zwischen den vielen Leuten befanden. Lasse wäre ja beinahe nicht mitgekommen; der Knecht, der so lange für die Kühe sorgen sollte, mußte im letzten Augenblick zur Stadt, um den Tierarzt zu holen. Aber Karna kam und erbot sich die Kühe zu tränken und die Mittagsfütterung zu übernehmen, obwohl sie alle beide nicht gerade sagen konnten, daß sie sich so gegen sie benommen hatten, wie sie es hätten tun müssen.

"Hast Du nu auch das, Du weißt ja?" flüsterte Lasse in der Kirche. Pelle fühlte an seine Tasche und nickte, da lag das kleine runde Stück Pockenholz, das ihm über die Schwierigkeiten des Tages hinweghelfen sollte. "Und dann antworte Du nur laut und frei heraus," flüsterte Lasse und schob sich in eine Bank im Hintergrund hinein.

Pelle antwortete frei heraus, seine Stimme klang förmlich schön in dem Raum, fand Lasse. Es war auch keine Rede davon, daß der Pfarrer etwas tat, um sich zu rächen. Er behandelte Pelle akkurat so gut wie die anderen. Als die Handlung am allerfeierlichsten war, mußte Lasse an Karna denken, wie rührend sie in ihrer Treue gewesen war. Er schalt sich selbst mit halbblauen Worten aus und gab sich ein heiliges Versprechen. Sie sollte nicht länger einhergehen und vergebens heuzen.

Lasse hatte sich übrigens schon einen ganzen Monat in Gedanken so im Stillen mit Karna beschäftigt; bald war er für sie, bald wider sie. Aber jetzt in diesem feierlichen Augenblick, wo Pelle im Begriff war, den großen Schritt in die Zukunft zu tun, und wo Lasses Sinn auf mancherlei Weise bewegt war, überwältigte ihn Karnas Treue so mächtig wie ein Lied von verschmähter Liebe, die endlich, endlich zu ihrem Recht kommt.

Lasse gab Pelle die Hand. "Glück und Segen!" sagte er mit zitternder Stimme. Der Wunsch umfaßte auch seinen eigenen Bund, und er hatte Mühe, den Beschluß zu verschweigen, so bewegt wie er war. "Glück und Segen!" ertönte es zu allen Seiten; Pelle ging herum und drückte den Gefährten die Hand. Und dann fuhren sie nach Hause.

"Das ging ja unglücklich glatt mit Dir," sagte Lasse stolz, — und nu bist Du ein Mann, Du!"

"Ja, nu mußt Du Dich nach 'ner Braut umsehen!" meinte Karl Johann.

Pelle lachte nur.

Am Nachmittag hatten sie frei. Pelle mußte erst zu der Herrschaft hinauf, um sich für den Anzug zu bedanken und ihren Glückwunsch in Empfang zu nehmen. Frau Kongstrup traktierte mit Johannisbeerwein und Kuchen, und Kongstrup gab ihm ein Zweikronenstück.

Und dann gingen sie zu Kalles nach dem Steinbruch. Pelle sollte sich in seinem neuen Anzug vorstellen und sich von ihnen verabschieden. Es waren nur noch ein paar Wochen bis zum ersten Mai. Lasse wollte die Gelegenheit benutzen, um ganz im geheimen Erkundigungen über ein Haus einzuziehen, das auf der Heide zu Verkauf stand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sein letztes Lied.

Von Hermann Löns.

Ob der Frühling den Bergwald bezwang, hatte es lange, sehr lange gedauert. Unten im Auwalde hatte er längst schon den Winter zum Kuckuck gejagt; da blühten Windröschen, Schlüsselblumen und Witzkraut schon, da flog Fuchs und Zitronenfalter, da sah die Amsel auf dem vollen Gelege.

Aber auf der Höhe lag noch der Schnee. Da, wo die Sonne gut hin konnte, verschwand er schließlich; die Heidelbeere schwellte ihre Knospen, das Wallgras hob seine Röhren, die Kriechweide schmückte sich mit Gold, Fliegen und Bienen und Käfer summt und brummt, laichende Frösche knurrten in den Moorsümpfen, Molche ruderten in den Tümpeln über den klaren Granitgrus und auf den leuchtenden Moospolstern grauer Steinblöcke sonnte sich

die Bergeibechse und schnappte die Fliegen vom blühenden Sautera Lee fort.

Hier, wo bisher nur der Kreuzschnabel lodte, Meisen pfliffen und das Goldhähnchen piepste, sang jetzt die Märzdroffel ihr Jubel Lied, schwebte der Raumpieper mit frohem Geschmetter hernieder, zwitscherte die Braunelle, schlug der Fink, wippte die Bergbachstelze von Stein zu Stein, und hier stellte sich auch alles wieder ein, was vor dem herben Winter zu Tale geflohen war, der edle Hirsch und das schüchtern Reh, Reineke, der Schleicher, Lampe, der friedliche Mann, und des Gebirges stolzestes Geflügel, der Urhahn.

Ein altr Hauptpahn war es, der zuerst die tieferen Lagen verließ und tausenden Fluges die Talschlucht entlang strich, berganwärts, dahin, wo selten der Förster hinkam und fast nie ein fahrender Stadtmensch. Dort, wo Moor an Moor den Kopf des Berges umlagert, wo die Art nie tracht, wo die Fichten wachsen und fallen, wie sie wollen, hat er seit Jahren seinen Stand, lebte er sein heimliches Leben zwischen Felsblöden und Baumtrümmern schon manches Jahr, sicher vor Kraut und Lot.

Aus einer wilden Trümmerhalde, die jäh zum Tal abschloß, hatte sich zwischen den Blöden eine gewaltige Eberesche einen Platz erkroht. Leicht war es ihr nicht geworden, und sie hatte sich viel winden und biegen müssen, ehe sie sich durchkämpfte. Wie der Leib einer Riesenschlange ringelte sie sich aus den grauen, von knallgelben Flechten gesprengelten Blöden hervor, wuchs wagrecht fünf Fuß über den Abgrund und dann schoß der knorrige Stamm gerade empor. Jahr für Jahr verjuchte der Sturm ihn zu mordern, wie er ringsumher die Fichten zerbrach, wenn der Rauheiß sie umspannen hielt, aber der alte Ebereschenbaum wich und wankte nicht, denn allzu tief reichten seine Wurzeln in die Spalten, zu sehr hatten Frost und Sturm ihm Rinde und Holz gehärtet.

Von hier aus sang Jahr für Jahr während der Schneeschmelze der alte Hahn sein minnigliches Lied, wenn der Nebel wie eine Mauer in den Fichten stand. Jeden Morgen sang seine Strophe in das große Schweigen des Berges hinein, bis der Tag sich langsam aus dem Nebelbette erhob und drüben von der fernen Wand die Misteldroffel die Sonne grüßte und unten das Land sich entschleierte. Pfliff der Frühwind auch scharf und hart, den alten Hahn socht das nicht an; sein Herz war heiß, seine Kraft zu groß, der Kälte, dem Tauwasser und dem Eiswasser zum Trost sang er sein seltsames, wunderliches Lied von dem alten Ebereschenbaum herab.

Wenn aber Braunelle und Droffel schlugen, Fink und Pieper schmetterten, Zaunkönig und Laubvogel jubelten, dann schwieg der stolze Vogel, als schäme er sich, daß er, der ernste Kämpfer, wie das geringe Volk zeigen müsse, daß auch ihm nicht anders ums Herz sei. Polternd strich er dann ab und fiel dort ein, wo die Hennen zwischen den mächtigen Steinblöden nach kleinem Getriebe suchten und Knospen und Samenförner auflafen, und er holte sich bei ihnen, was sein gutes Recht war als ihr Herr Gemahl, und das ihm kein anderer Hahn länger als eine Viertelstunde streitig machte, um zerzaust und zerhäuten dorthin zu streichen, wo kein so grimmer Kämpfer, wie der Hahn vom rauhen Hang, seinen Harem schirmte.

Wenn dann die Frühsonne so recht warm schien, daß das Moos wie Gold und die Sauerleerblumen wie Silber leuchteten, wenn aus allen Fliegen Diamanten und aus allen Heidelbeerblüten Rubinen wurden, dann konnte es geschehen, daß hier in dieser Einsamkeit die Tannenmeise und das Goldhähnchen, der Laubvogel und der Zaunkönig ganz etwas Besonderliches zu sehen bekamen; denn nachdem der Hahn eine lange Weile schläfrig dagestanden hatte, schritt er gemessen den Hennen näher, schwang sich auf einen bunten Steinblock, daß die Sonne sein adelig Gefieder von allen Seiten bestrahlen konnte, spreizte die Schwingen, fächerte den Stoß, blies die Kehle auf und sang so herrlich, so wunderbar, so rührend, daß eine Henne nach der anderen die Käfersuche aufgab und ergriffen seinem Liede lauschte. Und es konnte auch vorkommen, daß der Hahn in seiner Verliebtheit polternd auf der Spitze einer der vom Wintersturm mißhandelten, vom Raubreif zernagten Fichten einfiel und, ohne sich um den Hirsch oder das Stüd Wildbret zu kümmern, das er aus dem Bette geschleucht hatte, von hier aus auf das ernsthafteste die Sonnenbalze betrieb. Ja, oft quälte ihn sein Herz so arg, daß er noch abends, wenn tief unten im Tale die Sonne von dem Lande Abschied nahm und die Misteldroffel ihr Nachtlid sang, der Hahn, wenn er sich auf seinem Schlafbaume eingeschwungen hatte, noch nicht gleich den Kopf verstedte, sondern noch einmal seine uralte Weise in die dämmernde Einsamkeit hinauslang.

Der Fuchs, der unter den Klippen herschnürte, spißte die Geföhre und schlich weiter; er mußte, das war nichts für ihn. Eine Urhenne hatte er wohl schon einmal aus dem Neste gerissen, auch sonst ein ganzes Gesperre vertilgt, aber an den alten Hahn war er noch nie herangelommen. Ein einzigesmal wäre es ihm fast gelungen, als der Hahn am Boden balzte, aber die Hennen hatten dem Schleicher gewahrt und waren mit hellen Warnrufen davon geholt und hinter ihnen her ritt der Hahn ab und der Fuchs hatte, und daraus machte er sich nicht viel. So schließlich er denn an Witterung von der Stelle nehmen konnte, wo der Hahn gebalzt hatte, und daraus machte er sich nicht viel. So schließlich er denn an dem Hang entlang, um zu versuchen, ob er tiefer unten nichts Besseres fände, als nur Rüsselkäfer und weiter nichts als Rüsselkäfer, und wenn das Glück es wollte, eine magere Maus.

Aber es war jemand da, der das Balzen des Hahnes vernommen hatte. In aller Herrgottsfrühe war es im Tale entlang geschlichen,

immer die Nebelwäusel entlang, und da war der Tadel des Försters auf seine Bitterung gekommen, und hatte es mit hellem Halse durch die Trümmerswildnis des riesigen Wildbruchs geholt. Und als es sich in einer einsamen Klippe gesteckt hatte, hatten Menschenstimmen es verschleudert, und wieder war es bergan geflüchtet, bis er über den rauhen Gang gelangte, der alte Ruder aus dem Tale. Bis in den Spätnachmittag hatte er in einer Spalte geschlafen, aber dann hatte ihn der Hunger hinausgetrieben, und auf Samtsohlen war er, bald eilig, bald langsam, durch die Wildnis geschlichen, an den Mooren entlang, zwischen den Klippen hindurch, unter den gestürzten Fichten her, über die Blöde, Minniale und Spalten hinweg, ohne mehr zu erwischen, als eine einzige Spitzmaus, vor deren Moschusgeruch es ihn so ekelte, daß er sie liegen ließ. Wohl war er auf die Bitterung von Auerflügel gestoßen, aber soviel er auch suchte, er fand kein einziges Stück, und es gelang ihm noch nicht einmal, einen armenhelfigen Pieper oder eine Braunelle zu greifen, denn das dicke Heidelbeergestrüpp schützte die Schläfer zu gut.

So war der Rater dann oben über den rauhen Gang gekommen und hatte mit hungerig leuchtenden Sehern dem Hahn nachgedrückt, den das Edelwild fortgetreten hatte. Mit aller Macht zog es ihn zu Tale, wo das Leben sich leichter lebt als im harten Berge. Dort unten wimmelte es im Niederwald von Mäusen, da ist ein Feldhuhn zu erwischen, eine Forelle zu angeln; aber leider gibt es dort auch Förster, die Eisen stellen, und Tadel, die hehen. Immerhin ist es dort noch besser als hier, wo es keine Grünröde und keine Hunde, aber auch nichts zu reißen gibt, wo der Nebel jeden Palm biegt und der Wind in schöner Weise pufet. Kleinbögel sind hier wenig genug, und das große Geflügel, das hier seinen Stand hat, mehr als alte Bitterung hat der Rater davon nicht gehabt heute abend auf seinem Birschgange. Mähmutig äugt er von der Klippe in das Tal hinab und will gerade umdrehen, um wieder gesegneten Gegenden zuzuwandeln, da saust es über ihn fort, und dicht vor ihm, in der alten, krummen Eberesche, fällt es polternd auf.

Ehe der Hahn um sich geäugt hat, ist der Rater verschwunden. Stand er bisher hoch aufgerichtet auf der Kante der Klippe, so ist er jetzt völlig mit ihr verschmolzen. Wie ein langer, schlager, grauer Stein liegt er da. Die Eiser sind, bis auf einen schmalen Spalt, geschlossen, die Schulterblätter ein ganz klein wenig hochgezogen, die Klanken heben sich beim Lustholen kaum, und nur das alleräußerste Ende der Rute zuckt ab und zu ein klein wenig. So liegt er und äugt nach dem Hahne hin. Der äugt rund um sich her, redt den Kragen, senkt ihn wieder, schüttelt sein Gefieder, ordnet es, wirft seine Losung ab, daß sie lautauflatschend auf die Klippe fällt, überstellt sich, würgt einigemal leise, ordnet hier und dann noch eine Feder, wird mit einem Ruck lang und schmal, läßt die Flügel fallen, entfaßt sein Spiel ein wenig, sträubt den Kragen und beginnt erst schüchtern, dann kräftiger zu balzen.

Zweimal hat es den Rater schon durchzuckt, zweimal hat er sich bezwungen. Doch jetzt, wo der Hahn den Hauptschlag und das Schleifen beginnt, fliegt, wie von stählerner Feder getrieben, der Rater durch die Luft. Haarscharf hat er den Sprung bemessen, so scharf, daß seine Hinterpranten an dem Stamme der Eberesche noch Halt fanden, während er die Vorderpranten um den Kragen des Hahnes schlug. Mit heiserem Angstlaut will der Hahn abreiten, aber zu fest hält der böse Feind, zu scharf sind seine Krallen, so spitz die Fänge; wild mit den Fittichen schlagend, raffelt der Hahn, den Rater am Halse, durch das Geäst des Baumes den Gang hinab, daß das Edelwild, das sich dort an den jungen Sprossen äst, entsetzt von bannen flüchtet und mit langen Halsen aus sicherer Entfernung vernimmt, wie das Rascheln und Rauschen, Brechen und Knistern nach und nach schwächer wird und schließlich ganz aufhört.

Im Nebel verschwindet der rauhe Gang; die Lichter im Tale erlöschten, der Abendwind pufet hohler, ein Reh schreckt irgendwo, ein aufgeregter Pieper klagt ängstlich. Schneewasser kludst zwischen Gestein, in schneller Folge schlägt Tropfenfall auf eine Klippe, wie ein Uhrwerk tickend, weit, weit weg jöhlt im Tale die Bahn. Es wird Nacht im Berge.

Es wird wieder Tag werden. Hinter dem Hornfelskegel wird es rosig schimmern; von der Wetterfichte an der letzten Wand wird die Misteldrossel singen, unter der hohen Klippe wird ihr die Zipse antworten, Fink und Pieper werden wieder schlagen, Zaunkönig und Braunelle werden singen, aber niemals wieder wird von der alten Eberesche am rauhen Gang sein ritterlich Minnelied in den grauen Morgen erschallen lassen, der es seit sieben Jahren hier sang.

Das Jubiläum der italienischen Einigung.

Am 27. März war ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Italien zu einem einzigen Königreiche mit Rom als Hauptstadt proklamiert wurde. Diesen Tag hat das dritte Italien als Nationalfest feierlich begangen. Aller offizielle Klimbim und der Ueberschwang an Worten, die bei solchen Gelegenheiten nie fehlen, dürfen uns aber nicht die geschichtliche Größe und die weittragende Bedeutung des Ereignisses verhüllen, dessen Gedenktag man feiert.

Verfinnbilblich ist doch in ihm die Wiedergeburt der nationalen Einheit eines Landes und die Todesstunde einer vielgestaltigen Knechtschaft, die als Theokratie, Fremdherrschaft und Absolutismus auf Italien lastete und den Schatten ihres Anachronismus über ganz Europa warf. Wohl hat die nationale Einheit nicht ein einheitliches Volkstum, das Ende der politischen Knechtschaft nicht die soziale Freiheit geboren, aber nichtsdestoweniger war es eine Bewegung von großer revolutionärer Bedeutung, die mit dem Anschlag Pisacanes begann und an der Bresche der Porta Pia endete. Wohl stehen noch heute Hunderttausende abseits, zu sehr von der Mühsal des Daseinstampfes erdrückt, zu sehr aus dem Kulturgewebe der Nation ausgeschlossen, um ein Vaterland zu haben und seiner Erlösung von den Fesseln der Fremdherrschaft und der geistigen Knechte zuzubeln zu können; aber trotzdem waren es große und dauernde Werte, um die es bei dem Ringen um die italienische Einigung ging.

Was die Proklamierung Roms zur Hauptstadt eines geeinigten Italien alles an verwirklichtem und noch zu verwirklichendem Umsturz einschloß, das vergegenwärtigt man sich am besten, wenn man sich das Gewimmel absolutistischer Kleinstaaten, das gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Italien beglückte, ins Gedächtnis ruft. All das Geschmeiß der kleinen Potentaten, die von Oesterreich ihre Befehle empfangen, und zum Dank für den Verfall am eigenen Volke im Gegensatz zu dem Streben und den Interessen ihres Landes auf ihrem wurmfästigen Thron erhalten wurden. Das chronische Spindel- und Angeberweien, mit dem sich die Fremden wie die eingeborenen Ausfänger des Landes als Herrscher behaupteten, selbst unfrei und freiheitsfeindlich aus Selbst-erhaltungstrieb. Und als Krönung des Ganzen die Fremdherrschaft in der Lombardei und in Venetien und der mittelalterliche Druck des päpstlichen Szepters im Kirchenstaate. In der Tat handelte es sich darum, „Italien sich selbst zu geben“, wie es in dem Kriegsmanifest Napoleons vom 4. Mai 1859 hieß. Nur daß dieses Werk nicht durch die Gnade oder Macht eines anderen Volkes vollzogen werden konnte, sondern im direkten Gegensatz zur Diplomatie aller Staaten durch einen revolutionären Akt erfolgen mußte. Brachen doch alle europäischen Großmächte die diplomatischen Beziehungen zum Königreich Sardinien ab, nachdem Viktor Emanuel an der Seite Garibaldis in Neapel eingezogen war. Als fast 6 Monate später die Proklamierung des einzigen Königreiches erfolgte, wurde dieses zunächst nur von England anerkannt.

Der Parlamentsbeschluß, der Rom als Hauptstadt ausrief, schloß die Anerkennung der ganzen Revolution ein und die Uebernahme einer geschichtlichen Verpflichtung, die an der Bresche von Porta Pia eingelöst wurde. (Durch diese Bresche zog das italienische Heer 1870 in Rom ein.) Wenn das italienische Risorgimento nichts anderes vollbracht hätte, als den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papsttums, so würde ihm das allein einen dauernden Platz in der Weltgesch. hte sichern. Denn dieser Sturz bedeutet nicht nur, daß über einen überlebten, morschen, im Innern faulen, dem Volke verhassten Staat das zur Einheit erwachte Italiener Meister geworden war: es bedeutete weiter, daß in ganz Europa die geistige Knechte nicht mehr genug vermochte, um ein einziges Heer zur Vertretung der weltlichen Macht des Papstes aufzubringen. Der ohnmächtige Vannfluch, den Pius IX. am 28. März 1860 gegen alle schleuderte, die an dem Eingriffe in die päpstlichen Staaten Anteil hätten, war die letzte politische Aeußerung einer Macht, die poffenhast endete, nachdem ihr jahrhundertlang eine entscheidende Rolle im Drama der Weltgeschichte zugefallen war.

Aber die italienische Einigung bedeutete gleichzeitig das Ende der Fremdherrschaft und Ausbeutung, das Herrscher und Beherrschte in gleicher Weise erniedrigte, einen Haß erzeugte, der beide Teile vergiftete, das Ende eines Regimes, das das Erstarken des nationalen Bewußtseins durch die Entziehung aller politischen Rechte hintanzuhalten suchte und Knechtsinn brauchte als Gewähr seiner Dauer. Daß ein solches Regime in höchstem Maße kulturfeindlich ist und elementare Rechte eines Volkes antastet zu ausschließlichem Vorteil der herrschenden Klassen des anderen, bedarf keines Beweises. Das Volk Oesterreichs hatte wahrscheinlich keine Interessen in der Lombardei und Venetien zu vertreten; ihm fielen nur die Kriegslasten der Fremdherrschaft zu. Was sich in der italienischen Einigung vollzog, das entsprach sowohl den Interessen als den Idealen der arbeitenden Klassen ganz Europas. Den Interessen, weil das zerfetzte und wehrlose Italien eine beständige Kriegsgefahr darstellte; den Idealen, weil das Recht der nationalen Selbstbestimmung das elementarste politische Recht bildet, dessen Antastung jenen Nationalhaß auslöst, der der Verwirklichung der proletarischen Ideale des Internationalismus hemmend in den Weg tritt.

Gewiß hat das italienische Bürgertum, das in dem Kampf um Einigung und Verfassung nicht unrühmlich seinen Mann gestanden hat, die Ziele, unter deren Fahne es gekämpft, nicht erreicht. Wie die Bourgeoisie aller anderen Länder hat auch die italienische für Freiheit und Volksrechte gerungen, um nach ihrem Siege nur Privilegien und Klassenrechte zu verwirklichen. Und deshalb ist es kein Nationalfest im eigentlichen Sinne des Wortes, das in diesen Tagen gefeiert wird, es ist kein Nationalfest, weil ein Land, das in zwei Klassen zerfällt, von denen eine die Lasten und die andere die Vorteile unserer Kultur hat, keine Nation darstellt, keine lebendige Kultureinheit bildet, nicht als ein Ganzes einem Tage zuzubeln kann, dessen Licht nur einer Minderheit zu

hute kam. Die politische Einheit, die unter der Führung der Bourgeoisie mit vielen Opfern errungen wurde, wird durch die sozialen Abgründe zerklüftet, die sich zwischen Klasse und Klasse und zwischen Nord und Süd aufstun. Der Sieg des modernen Gedankens über das Mittelalter, der freien Forschung über das Dogma wird verdunkelt durch die Unwissenheit der Massen, denen die Bourgeoisie die Schulen schuldig blieb, die sie in das Dämmerlicht der Sakristei zurücktrieb, die dasselbe Bürgerium, das durch die Bresche der Porta Pia in die Weltgeschichte trat, dem Pfaffenstum auslieferte, um sie gemeinsam mit diesem besser gängeln und besser ausbeuten zu können. Die Ketten der Fremdherrschaft sind gebrochen, aber der Kapitalismus hält die Massen in Fesseln, hemmt sie in ihrem Menschtum, in der Entfaltung ihrer angestammten Eigenart, sondert sie ab durch einen Wall der Mühsal und Not von dem geistigen Leben des Landes.

Wo ist heute der Staat, der die Summen seiner Volksgenossen mit Recht eine Nation nennen dürfte, dessen Grenzen ein geeintes und einiges Volk umschließen? Wo ist der, in dem der freie Gedanke das Dogma und den Köhlerglauben gemeistert hätte und in dem alle der geistigen Errungenschaften der Kultur teilhaftig würden? Welches Land hätte das Joch jener „Fremdherrschaft“ abgestreift, die als Macht des Kapitals die volkstümliche Eigenart, die Gesundheit, die Freiheit, die politischen Rechte der Massen niederhält? Kein Vaterland hat das getan: bei den Massen steht es, es in ihrer Kinder Land zu verwirklichen.

Mit dem Maßstabe der sozialistischen Forderungen gemessen, erscheint also der Bau der italienischen Einigung kaum bei den ersten Grundlagen angelangt. Auch hinter dem, was die Bourgeoisie selbst, solange sie im Kampfe stand, erstrebt hatte, bleibt er weit zurück und stellt nur ein kümmerliches Stüdwerk dar. Die so groß eingeleitete Aera der Bourgeoisie ist in eine flache und platte Alltäglichkeit abgefallen, in der Strebertum und Cliquenwesen die Stelle idealer und prinzipieller Triebfedern einnehmen. Daß diese Aera trotzdem eine Periode unzugabaren und unverkennbaren Aufschwungs bezeichnet, das beweist uns am besten, wie sehr die frühere Zerrissenheit und Knechtschaft die wirtschaftlichen und moralischen Energien des Landes niederhielt.

Man vergesse nicht, daß die Errungenschaften dieser Aera in allem wesentlichen Errungenschaften der Massen sind, die nur durch die privilegierte Stellung der herrschenden Klasse und durch deren führende Rolle in der italienischen Revolution auf den Namen des Bürgeriums gehen. Weniger als die Bourgeoisie anderer Länder hat es die italienische verstanden, die wirtschaftlichen Energien des Landes zu befreien; schwerer hat sie mit ihren Forderungen auf den produktiven Massen gelastet und durch ein organisiertes Schmarobertum teils die Entwicklung des Reichtums gehemmt, teils den Reichtum unproduktiv vergeudet. Wenn wir heute einen gewaltigen sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt konstatieren können, so ist man zu der Behauptung berechtigt, daß dieser Fortschritt weniger durch die Wirtschaftspolitik der herrschenden Klassen, als trotz ihrer errungen wurde. Er hat seine Helben und Opfer nicht unter den Gesetzgebern und unter den Königen der Industrie, sondern in der namenlosen ungezählten Menge, die auf dem Ader und in der Fabrik den Reichtum schafft und als Steuerzahler die öffentlichen Klassen füllt.

Die italienische Bevölkerung ist seit dem Jahre 1862 von 25 Millionen auf rund 34½ Millionen gestiegen; die Bevölkerungsdichte von 87,2 pro Quadratkilometer auf 117,7. Da die Statistik der Bevölkerungsbewegung nur bis zum Jahre 1872 zurückreicht, muß man den Zeitraum 1872/75 zum Vergleich heranziehen, aber auch hier ist der Fortschritt in jeder Hinsicht ungeheuer groß. Die allgemeine Sterblichkeit betrug in jenem Zeitraum 30,5 pro Tausend jährlich und war im Jahre 1908 auf 19,3 gesunken. Die Säuglingssterblichkeit ging in der entsprechenden Periode von 22,0 auf 15,3 Prozent der Geborenen zurück. Die Zahl der Eheschließungen stieg von 7,9 auf 8,3 pro Tausend. Hand in Hand mit diesen für den wirtschaftlichen Aufschwung charakteristischen Veränderungen ging in Italien, wie in allen Kulturstaaten ein Rückgang der Geburtenzahl von 36,8 pro Tausend im Jahre 1872/75 auf 33,37 im Jahre 1908 vor sich; während aber die erste Geburtenzahl nur einen jährlichen Geburtenüberschuß von 6,3 ermöglichte, so ergab die verminderte Geburtenzahl einen solchen von 14,1 pro Tausend der Bevölkerung.

Dasselbe Wachsen des wirtschaftlichen Wohlstandes, das sich in diesen Zahlen widerspiegelt, läßt sich auch an der Hand anderer Daten nachweisen. So wuchs das Eisenbahnetz des Landes von 6266 Kilometer im Jahre 1871 auf rund 17000 Kilometer im Jahre 1909, ungerichtet der staatlichen Automobillinien, deren heute beinahe 6000 Kilometer in Betrieb sind. Für öffentliche Arbeiten wurden in den letzten 50 Jahren allein vom Staate 9½ Milliarden ausgegeben, wobei die gewaltigen Ausgaben der Kommunen und Provinzen nicht eingerechnet sind. Die Austrodnung der Sumpfe hat, allerdings im Verein mit der Malariaepidemie, allein im letzten Jahrzehnt die Zahl der Todesfälle an Malaria von 15865 auf 3488 vermindert. Während im Jahre 1863 die Sparkassendepots im heutigen Staatsgebiet nur 255 Millionen betrugen, sind heute allein bei der Postsparkasse zwei Milliarden deponiert. Allerdings ist die Staatsschuld seit 1861 von drei auf dreizehn Milliarden angewachsen, aber das Staatsbudget schließt seit zwölf Jahren mit einem bedeutenden Ueberschuß, der Goldagio ist verschwunden, die Rente steht über pari, so daß die

Nonverklerrung einer Schuld von 8 Milliarden ohne Erschütterung möglich war. Fügt man hinzu, daß die Industrialisierung besonders in Norditalien schnelle Fortschritte macht, daß die Verwertung von Dampf und Elektrizität beständig steigt, daß der Außenhandel im letzten Jahrzehnt von 3½ auf 5 Milliarden wuchs, die Eisenproduktion von 181000 auf 281000 Tonnen, die des Stahls von 177000 auf 609000, so muß man eintäumen, daß das dritte Italien ein nicht gering anzuschlagendes Stück Kulturarbeit vollbracht hat.

Freilich haben alle anderen Kulturstaaten in derselben Periode ähnliche und vielfach, absolut betrachtet, höhere Fortschritte aufzuweisen, aber keiner hat einen ähnlichen Tiefstand zum Ausgangspunkt gehabt. Im Grunde ist es ein armes Land, mit metallarmem Untergrund, mit ausgedehntem Gebirgsland und dichter Bevölkerung, mit großen von der Malaria entwerteten Landstrecken, mit einem Boden, den zerstörende Erdbeben heimgesucht haben, das den riesigen Kraftaufwand vollbracht hat, von dem die obigen Zahlen zeugen. Die mit Schweiß und Blut gewonnenen Millionen seiner Auswanderer, die mit zäher Kraft geschleppte Last einer übermäßigen Besteuerung, die Mäßigkeit und Ausdauer der Massen, ihre Arbeit, die sie Scholle befruchtet und die Maschine bedient — sie haben das Werk getan, auf das die Bourgeoisie stolz an diesem Jahrtag hinweist. Mehr als sie hat das Proletariat ein Recht zum Stolze. Wenn nicht sein Jahrtag ist, den man feiert, wenn auch sein Vaterland noch zu schaffen ist, so darf es doch mit Genugtuung auf den Aufstieg hinweisen, den ein halbes Jahrhundert vollbracht hat: ist doch der Weg bezeichnet durch die Entbehrung und den Kraftaufwand der Massen. Nicht für sich, nicht für die Aera ihrer Klasse haben die Proletarier den Aufstieg vollbracht: aber er wird dieser Aera unverloren sein.

Und wie in der Genugtuung über das Erreichte der Groll über das Erlittene schweigt, so tritt auch im Proletariat die Bitterkeit gegen die Bourgeoisie, die im Festtrubel ihr schlechtes Gewissen betäubt, gegenüber der Freude zurück, mit der die Arbeiterklasse in dieser Stunde ihrem eigenen Ideal jubelt: dem Ideal der Völkerverbrüderung und des Weltfriedens. Es liegt ein tiefes und erhabenes Symbol darin, daß im Jubiläumsjahre der italienischen Einigung das Proletariat Italiens dem von Oesterreich-Ungarn die Bruderhand entgegenstreckt, seine Vertreter in der von Pfaff und Fremdling besetzten Hauptstadt willkommen heißt, im Namen einer höheren Kultur, deren Säwelle wir bauen, im Namen des Landes der Zukunft, das wir unsern Kindern bereiten: größer als das Vaterland, freier und sonniger als dieses.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Eisenbahnsignale und drahtlose Telegraphie.
Ein äußerst wichtiges, aber noch lange nicht gelöstes Problem der Eisenbahntechnik bildet die Verbindung der gewöhnlichen Hebel- und Lichtsignale mit Einrichtungen, die es einem Zuge unmöglich machen sollen, eine nicht freigegebene Strecke zu befahren. Im elektrischen Bahnbetrieb ist die Lösung sehr einfach, der Signalarm ist mit einem Schalter verbunden, der erst in der „Freie Fahrt“-Stellung die betreffende Strecke einschaltet. Im Dampfbahnbetriebe ist es noch nicht gelungen, eine brauchbare Einrichtung zu schaffen. Man hat neben oder zwischen den Gleisen Apparate mit vorstehenden Armen angebracht, die einen Hebel an der Lokomotive bewegen sollten, falls das Signal auf „Halt“ stand, in „Freie Fahrt“-Stellung wurde der Arm zurückgezogen. Infolge der ungeheuren Wucht der fahrenden Lokomotive wurde aber die Einrichtung meistens einfach zertrümmert. Jetzt hat man auf der kanadischen Pacificbahn eine Vorrichtung zur Verhinderung des Uebersfahrens von Haltsignalen erprobt, wobei die Verbindung zwischen der Lokomotive und dem Signal mittels der Hertzschen Wellen der drahtlosen Telegraphie hergestellt wurde. Zwischen den Schienen ist ein Draht ausgespannt, der von einem Wechselstrom durchflossen wird, die von diesem erzeugten Hertzschen Wellen werden von einem an der Lokomotive angebrachten Empfangsapparat aufgenommen. Dieser Empfangsapparat besteht aus einem unterhalb der Lokomotive hängenden Luftdraht, der sich in zirka 15 Zentimeter Entfernung von dem stromführenden Draht bewegt. Die Versuchsstrecke ist in 8 Blockstrecken von je 800 Meter eingeteilt, die Einrichtung ist so getroffen, daß durch die Signalbewegungen der Wechselstrom in dem Gleisdraht der betreffenden Strecke ein- und ausgeschaltet wird. Bei der Regelleistung der Streckensignale bleibt auch auf der Lokomotive das Signal in der Stellung „Freie Fahrt“, durch Stromunterbrechung wird auf der Lokomotive das Signal „Halt“ oder „Vorsicht“ gegeben. Zunächst ertönt die Pfeife, dann werden selbsttätig die Bremsen ausgelöst. Bei einem Zügezuge mit zwölf Wagen, dessen Lokomotive für den Versuch ausgerüstet war, hat sich die Einrichtung bisher gut bewährt. Bedenkt man, wieviel Unglück und welch ungeheurer Materialschaden alljährlich durch Uebersfahren von Haltsignalen bewirkt wird, so begreift man die Wichtigkeit einer solchen Einrichtung. Es ist anzunehmen, daß auch die deutschen Eisenbahnverwaltungen demnächst mit oben beschriebener Anordnung Versuche anstellen werden.